

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Spätrosen
Autor: Görres, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Herbststimmung (Phot. Anton Krenn, Zürich).

Spätrosen.

Nachdruck (ohne Quellenangabe)
verboten.

Skizze von Elisabeth Görres, Davos.

Marta Toms zerknitterte mechanisch den großen, weichen Brief mit dem Auslandsstempel zwischen den Fingern. Zweimal hatte sie ihn langsam durchgelesen, und lange, lange hatten ihre Blicke auf der Unterschrift geruht.

Georg! Warum kam er? Was wollte er? Warum hatte er früher kaum einmal ihrer gedacht? Weshalb kam er nun, um sie aufzurütteln aus Frieden und Resignation?

Sie schalt sich eine Törrin.

Was wußte Georg denn von all ihren alten närrischen Hoffnungen und heimlichen Träumen? Warum sollte er nicht sein Heimatstädtchen besuchen und die Gespielin seiner Jugend, seine einzige Verwandte? Er mochte auch Sehnsucht haben nach seiner Mutter Grab, in dem sie nun schon zehn Jahre einen tiefen Schlaf schlief. Er hatte nicht an ihrem Totenbett gestanden, er war nicht ihrem Sarge gefolgt, er kannte ihre Ruhestätte nicht. Gewiß, darum kam er nun! Vielleicht auch — aber nein, das war ja Torheit, eine schöne, unerfüllbare Hoffnung!

Eine erwartungsvolle Unruhe trieb das Mädchen aus dem Zimmer, hinaus ins Freie. Sie stieg die hohe Holztreppe hinab, die in den kleinen altmodischen Garten führte.

Es war Spätsommer. Grelle Georginen und Astern machten sich breit und wichtig auf den buchsbaumgesäumten Rabatten, und hohe Flossstauden und steife gravitätische Malven blickten stolz-verächtlich auf die krausen niedrigen Bauernblumen. Die alten Lindenbäume streuten schon fahle Blätter auf die satte Buntheit nieder, und auf der weißen Chaussee, die an dem morschen grünen Holzzaun entlang lief, flammten schon die korallenroten Trauben der Ebereschen.

Au einigen hochstämmigen Rosenstöcken, die symmetrisch und kerzengerade im Halbrund um eine Fontäne standen, blühten die letzten Rosen des Sommers, mit seiner letzten Blut gesättigt. Marta schnitt sie vorsichtig alle ab. Sie sollten den Tisch schmücken für Georgs Empfang.

Als ihr die schönste Rose zwischen den Fingern verblätterte, wurde sie sentimental und nachdenklich. Sie rief die Kinderzeiten in ihrer Erinnerung wach. Da war überall Georgs Bild mit hineinverwebt: als wilder kleiner Bube in kurzen Höschen und zerrissenem Matrosenkittel; als unbeholfener Burische in den Uebergangsjahren vom Kind zum Jüngling; als schlanker, hübscher Jüngling, für dessen schwarze Augen alle Mädchen der kleinen Stadt schwärmten und der nur für Marta Blicke hatte. Auch bei seiner Abfahrt noch, als ihm alle seine Verwandten und Bekannten das Geleit gaben, schien er nur sie zu sehen und sein letzter Gruß galt ihr.

Er schrieb aber nur selten. Anfangs stand in den Briefen an seine Eltern immer auch ein Gruß für Marta; doch allmählich schien er sie ganz vergessen zu haben. Ihre heimlich gewahrte romantische Neigung zu dem Jugendgespielen wurde durch den Schmerz, den sie darüber fühlte, immer wärmer, und ihr Herz fand tausend Gründe, sein Schweigen zu entschuldigen. Sie dachte an ihn wie an einen Verbannten, der unter harter Fron in einem wilden unwirtlichen Lande zwi-

schen kalten verständnislosen Menschen nach seiner Heimat schmachtete, ohne daß es sein Stolz gestehen wollte.

„Armer Georg,“ seufzte sie, „das waren harte Zeiten für dich! Aber nun kommst du wieder heim . . .“

Langsam, in tiefem Nachsinnen kehrte sie in das altmodisch-gemütliche Wohnzimmer zurück, in dem noch seit Urgroßvaters Zeiten jedes Stück an seinem alten Platz stand. Sie nahm eine dunkelgrüne Majolikafschale von einem nippesüberhäuften Schränkchen und begann die Rosen zu ordnen. Zuweilen sah sie auf und betrachtete sich einen Augenblick lang in dem großen nußbaumenen Stehspiegel, der sich ihr gegenüber befand. Die grelle Herbstsonne traf sie mit vollem weißem Licht und zeigte ihr jedes kleine Fältchen, jedes verborgen-schimmernde weiße Haar, ihre glanzlosen müden Augen, den welkenden Teint. Jahr für Jahr hatte er mit ihr gelebt und ihr die jugendliche frühe Marta von einst ebenso treu gemalt, wie die welke, verblühende.

Sie betrachtete sich aufmerksam in der hellen Herbstsonne, aber immer noch mit den Augen der Marta von einst, und so sah sie nicht die Fältchen und Falten, nicht die weißen Fäden — nicht den ganzen Spätsommer ihrer Jugend.

Ihre Gedanken gingen wieder zu dem Mann, auf den sie heute wartete. Wie mochte er aussehen? Groß, schlank, braun von Kampf und Wetter? Ob er noch so warme Augen hatte? Sie versank in Träume.

In dem altmodischen Zimmer war ein Mann. Die Morgen-sonne schien golden und lustig herein und grüßte ihn, der behaglich in dem wuchtigen hellgeblühten Lehnstuhl lag und auf das fröhliche Morgenkonzert der Finken lauschte, während seine braunen Augen einer schlanken blonden Frau in losem lichtblauem Morgenkleid folgten. Sie trug auf einem braunen Tablett alte flache Porzellantassen, die über und über mit bunten Streublümchen bedeckt waren und so fein, daß die Sonne hindurchschien. Auf dem schweren eichenen Bauernreißtisch lag ein schimmerndes Damastlinnen, und goldgelbe Butter und duftender Honig, hellbraunes Gebäck und feine Früchte in silbernen Körben standen zum Frühstück bereit. Eine köstliche Morgenfrische drang durch das offene Fenster und duftete zusammen mit den großen Blumensträußen in der Mitte des Tisches. In dem großen Stehspiegel spiegelte sich das ganze Zimmer noch einmal ab, und die Bilder der Ureltern an den Wänden lächelten, von der Morgen-sonne umleuchtet, freundlich, all dem alten Gerät zu und grüßten es mit vertrauten liebenden Augen.

Leise nickte die junge Frau dem Manne im Lehnstuhl zu: „Guten Morgen, Georg!“ Und kaum hatte sie es gesagt, als das Geschirr in ihrer Hand laut zu klirren begann. Der Mann war aufgesprungen und hatte sie mit frohem Aufschlachen auf den weißen Nacken geküßt, während seine Arme sie von rückwärts umschlangen. „Guten Morgen, Liebste!“

Die junge Frau lachte und setzte rasch die Tassen nieder. „Georg, du ungezogenes langes Baby, sieh' mal, bald hätten Großmutter's schöne Brauttassen am Boden gelegen! Als ob wir uns heute noch gar nicht gesehen hätten!“

Und sie küßte ihn mit frischen jungen Lippen, und er küßte sie wieder und schwenkte sie gerade, übermütig jauchzend, im Kreise herum, als ein bittendes Kinderstimmchen hinter der schweren rauchbraunen Tür erklang: „Muttelchen, mach doch auf ... ja ... ich möcht' so gern 'rein!“

In der geöffneten Türe stand ein blondlockiges Kind in langem weißem Nachthemdchen und blickte aus großen blauen Kinderaugen zärtlich zu den Eltern empor, die das Kind in ihre Arme zogen und herzten. Und die junge frische Marta fühlte ein unbeschreibliches Glück in ihrer Seele.

Die Marta von einst — sagte leise der Spiegel. Aber die Träumende hörte nicht. Sie träumte weiter.

Ein Kindermäulchen plapperte süße Torheiten, und ein silbernes Stimmchen klingelte wie ein feines Glöckchen in dem alten Zimmer, und der junge Morgen fand seinen Widerschein in hellen Kinderaugen.

„Bait ... Mutti ... wenn ich 'mal groß bin ...“

Es schellte. Die rostige Klingel gellte hart in dem leeren Hause wieder, und Marta schreckte auf aus ihren Träumen.

In der Türe stand Georg. Nein — ein fremder Mann, dem Kämpfe und Leidenschaften brennende Zeichen ins Antlitz geschrieben hatten.

Er grüßte mit ein paar höflichen, kühlen Worten, und das Mädchen sah ihn mit großen Augen an und vergaß fast, seinen Gruß zu erwidern. Sie konnte in dem fremden, kalten, glatten Mann den Georg von einst nicht finden, und unsicher, leidend unter einer aufsteigenden Enttäuschung, einer sterbenden heimlichen Hoffnung, hatte sie kaum ein paar karge Willkommensworte sich abrufen können.

Auch als sie im Wohnzimmer ihm gegenüber saß, blieb sie still und schweigsam. Die klingende Stille im Zimmer bedrückte sie seltsam, und sie lauschte mechanisch auf den dunkeln Pendeltönen der geschnitzten Wanduhr und fühlte eine merkwürdige Leere in ihrem Hirn. Sie suchte nach Gedanken, nach Worten; aber es war auf einmal alles wie fortgewischt.

Auch der Mann schwieg eine Weile, verlegen geworden durch ihre wortfarge Art, und ließ seine Blicke im Zimmer herumgehen. Endlich lächelte er gezwungen und sagte laut: „Das kommt einem nun ganz merkwürdig vor in dem alten Deutschland und besonders in solch alten kleinen Städten und in den altmodischen stillen Häusern! Ich hatte längst vergessen, wie es da so aussieht ...“

Die letzten Worte sprach er wieder kühl und sicher, während seine Augen alles um ihn her scharf musterten.

„Fast vergaß ich auch, wie es bei euch aussah, und war doch oft genug hier! Gott, ja, man hat soviel andere Dinge im Kopf; die kleinen verschwinden, und bei uns drüben ist man so etwas nicht gewohnt, man findet es gar nicht. Alles im Großen, fortschrittlich, modern! Da ist nicht Platz für alte

Häuser und enge Straßen und altmodische Gärten und all das, was drum und dran ist, all das Dämmern, die schöne Kleinstadtbehaftlichkeit, das behagliche sentimentale Hängen am Alten!“ Er lächelte spöttisch. „Vieher Gott, damit kommt man nicht weit! Und vor allem drüben nicht! Ich kann nur jedem, der hinübergeht, anraten: Schleunigst unter die Füße mit aller albernen Gefühlseligkeit, und dann los, vorwärts! Wer da am kühlfsten denkt und kombinierte und am rücksichtslosesten seine Interessen verfolgt, kommt am besten fort und bringt es zu etwas. Eine gute Schule, das Amerika! Alles Praxis, keine Phantastien und unnützen Träumereien! Es sollte nur jeder Deutsche seine Kinder für einige Jahre nach Amerika tun, damit sie all den Gefühlskram etwas loswerden! Unnützer Ballast, lächerlich ... unpraktisch ...“

Er brach ab.

Da Marta, ohne zu antworten, vor sich hinsah, entstand neuerdings eine verlegene Stille. Dann begann der Mann wieder zu sprechen. Von seinem Leben in der neuen Heimat!

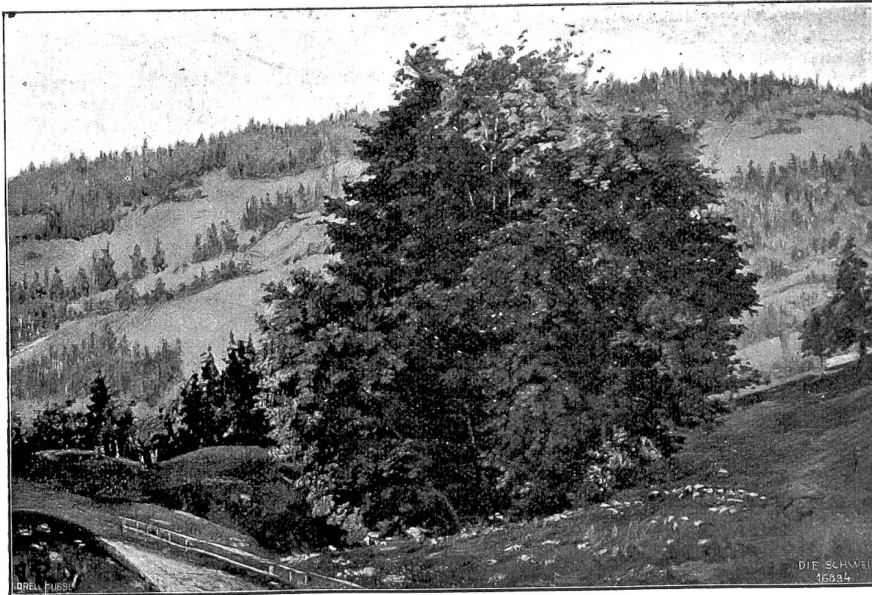
Und aus seinen prahlenden Lobhymnen heraus malte sich Marta ein Bild davon, aber anders, wie er es wohl wünschte. Ein Bild von hohen, einförmigen Häusern mit kaltem Prunk und Glanz, von fauchenden, tosenden Maschinen, von vorwärtsstrebenden Menschen, die übereinander hinwegtretend, nach dem Golde jagten — alle — alle —

„Ich hatte viel Glück mit meinen Unternehmungen, wirklich; aber ich habe es mir auch oft sauer werden lassen!“ schloß er seine Schilderung. „Es war doch ein gescheiter Gedanke von meinem Vormund, mich nach drüben zu tun, anstatt mich in so ein kleines deutsches Geschäft zu stecken! Ja ... Und nun wollte ich mir denn auch meine alte, verrumpelte Heimat wieder einmal ansehen ... Und Mutters Grab ...“

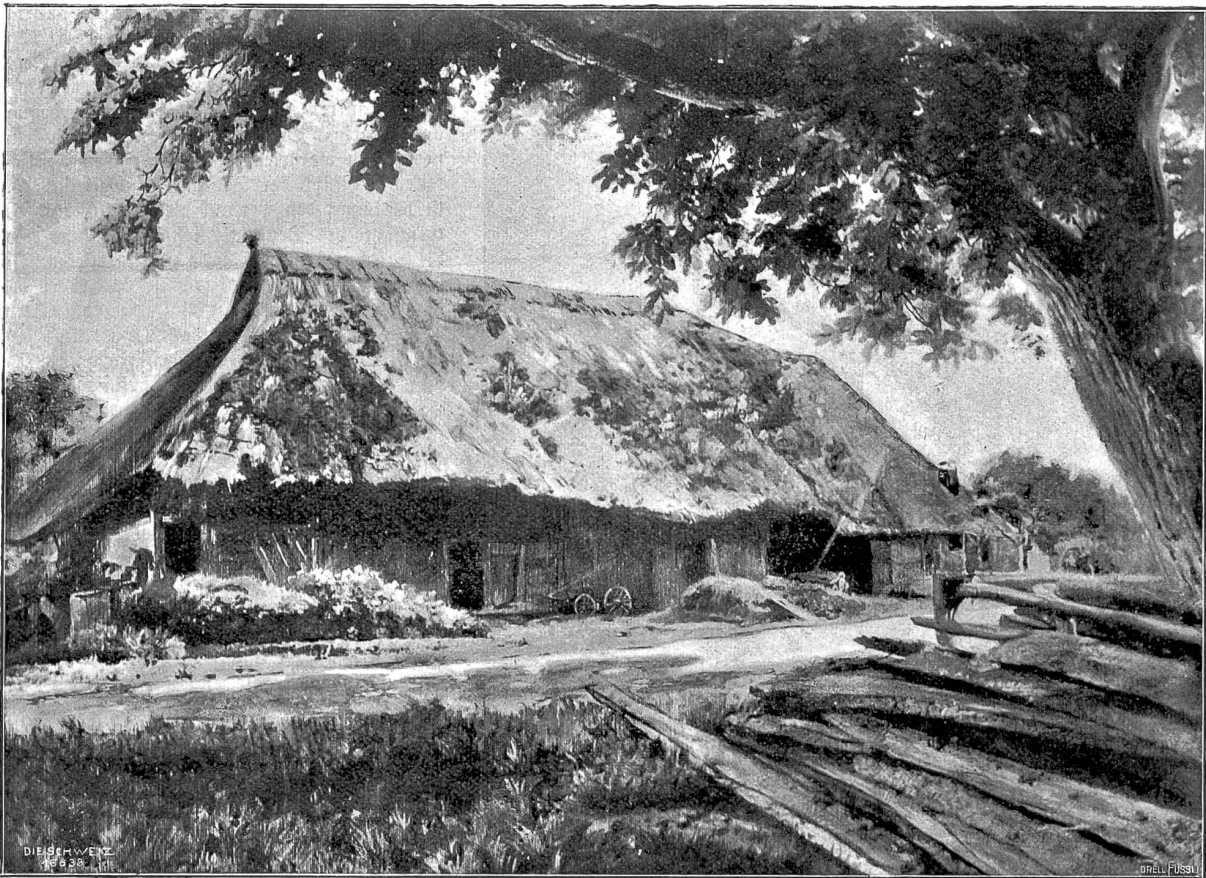
Seine Stimme war gleichgültig. Die warmen Augen des Georg von einst waren kalt und kritisch geworden und ruhten mit unbarmherziger Schärfe auf dem alternden Mädchen, auf ihren braunen verarbeiteten Fingern, auf ihrem schlechtführenden, unschönen Kleide, auf dem festgenoteten, glattgeschittelten Haar. Er verglich sie mit der jugendlichen Marta von einst, und mit andern Frauen. Frauen, schönen, reizvollen, denen die Leidenschaft seiner Sinne gelehrt hatte. Sein Blick ging auch über die Bilder der Voreltern, der Großmütter und Urgroßmütter. Jung und liebevoll lächelten sie lockend herab aus Biedermeierkleid und Krinoline. Die weißen Schultern und Arme entblößt, das ovale, rosige Gesicht von langen, spiralförmigen Locken gerahmt. Aufmerksam betrachtete er jede Einzelheit der Bilder, und er fühlte nun doch auf einmal einen Hauch der Vorzeit, der Tradition, der Erinnerung sich umwehen, der ihn einen Augenblick lang gemütvoll, fast poetisch stimmte. Ein wenig Sehnsucht nach der versunkenen Jugend und ihren goldenen Illusionen überkam ihn wie sie wohl zuweilen, ohne eine Veranlassung, auch der nüchternste Mensch empfindet.

Flüchtig rührte er ein paar Jugenderinnerungen wach und sprach mit Marta von gemeinsamen Jugenderlebnissen. Auch von seiner toten Mutter, die bald nach seiner Abreise in eine stille Friedhofecke schlafen gegangen war, ohne den Sohn noch einmal gesehen zu haben. Sein kalter Ton war ein wenig herzlicher geworden, und er lächelte wärmer. Aber bald verschwand das wieder.

Marta hatte einsilbig geantwortet. Immerfort hatte sie heimlich staunend den Mann betrachtet. Kann sich ein Mensch so ändern, dachte sie ratlos. Das ist der Mann, derselbe Mann, den du geliebt hast? Warum denn nur, du Törrin? marterte sie sich ab, und fast angstvoll forschte sie in seinen Zügen nach dem Antlitz des vierundzwanzigjährigen Georg, des Georg von einst. Dieser selbstbewußte, kalte prahlende Selbmademan war ihr fremd und stieß sie ab.



Schwalbentöbel bei Degersheim. Nach dem Delgemälde von Werner Mey, Degersheim, im Besitz des Herrn D. Grauer, Degersheim.



Strohhaus im Hargau. Nach dem Delgemälde von Werner Reh, Degersheim, im Besitz des Herrn J. Seibacher, Degersheim.

„Zehn Jahre sind eine lange Zeit,“ sagte sie plötzlich ganz unvermittelt, als er wieder großsprecherisch von seiner „Heimat da drüben“ redete und hohl lächelte über den gefühlvollen, idealistischen deutschen Hans! Träumer; „du hast dich recht verändert!“

Er blickte sie etwas unsicher an und wußte nicht recht, was er aus ihren Worten machen sollte.

„Ich meine nur,“ fuhr sie fort, „daß du doch auch einmal so ein Idealist gewesen bist ... denk ich ... Nun ja, zehn Jahre sind eine lange Zeit ... da ändert man sich schon ...“

„Gott sei Dank!“ sagte er gereizt. „Wenn ich mir ausmale, daß ich jetzt hier in so einem kleinen Nest, erbärmlichen, als biederer, ehrfamer Krämer leben sollte, überläuft mich ein Schauer. Bei uns, da lebt man sein Leben, genießt nach der Arbeit die Freuden und Genüsse des Lebens ...“

Sie sah in sein verlebtes Gesicht, nickte langsam und traurig und meinte leise: „Es gibt auch hier glückliche und zufriedene Menschen!“

Er lächelte ironisch. „Glücklich, zufrieden ... ja, ja ... sie haben ihr Auskommen, einen kleinen Gemüsegarten und als höchstes Glück ein enges, winkliges Wrack von Haus und einen Haufen Kinder darin!“

Sie antwortete nicht. In ihrem Innern sah sie einen braunen fröhlichen Mann — den Georg von einst — die Arme von rückwärts um eine Frau schlingen, hörte ein feines Kinderstimmchen mit warmer Zärtlichkeit „Bati“, „Mutti“ rufen, und sie fühlte, daß etwas an ihren Nerven zerrte, ein närrisches Weh, der Schmerz um eine Illusion, um einen Traum, versunken, zerschlagen ...

Das zwang sie zum Weinen. Große Tränen liefen ihr langsam über die Wangen; sie sah sie geistesabwesend niedertropfen und starrte mit trübem, hartem Gesicht in den Spiegel. „Törin, sagte jemand zu ihr, diesen Mann hast du geliebt — liebst ihn noch ... Darum tut es so weh, daß er so aussieht, so anders als in deinen Mädchenphantasien und Weibträumen — ganz anders ... Aber nun mach ein Ende, vernichte die letzte Hoffnung, zertritt die Spätrosen, damit du dich schmücken wolltest ...“

Das Weinen wollte sich nicht zwingen lassen. Mit roten Augen und verzogenem Anlitz starrte sie immer noch in den großen Spiegel. Und nun sah sie auf einmal, daß sie alt war, sah alle Falten, alle Runzeln, all die sterbende Jugend, und ihre Tränen rannen fort und fort ...

Der Mann schaute sie mit unterhohlenem Erstaunen an. „Hysterische Altjungfermlaunen ... Wie sie sich verändert hat!“ dachte er bei sich.

Als ihre Tränen noch immer flossen, fragte er sie: „Was ist dir, Marta? Warum weinst du denn?“

„Um den Georg von einst,“ murmelte sie zwischen den Zähnen.

Aber er vernahm es nicht. Er griff nach seinem Hut.

„Du bist nervös,“ meinte er aufstehend. „Du lebst hier zu einsam ... Solltest mal ein bißchen in die Großstadt gehen! Aber ich muß nun fort; mein Zug fährt bald, und ich will noch rasch auf den Kirchhof!“

Gleichgültig lächelnd reichte er ihr die Hand und drückte flüchtig ihre kalte. Dann schlug die Türe hinter ihm zu.

Zur Erinnerung an Jean Gabriel Eynard.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Anton Krenn, Zürich.

Am 4. Mai des letzten Jahres ist im Garten des Palais Eynard, in der Nordostecke der jedem Freund und Besucher Genfs vertrauten Promenade des Bastions bei pracht-

vollem Wetter und vor einer zahlreichen Vereinigung das Denkmal eingeweiht worden, das die in der Schweiz studierenden Griechen dem großen, ihnen und uns unbergelichen